

Auferstehung am Watt

Eine Meergeschichte / Von Friedrich Ani

Er sei, sagte Thomas Bernhard einmal, im Grunde ein Meermensch. Vielleicht verbrachte er deshalb einen Großteil seiner Nichtschreibzeit in Spanien und anderen Meerländern, fern des von Bergen und Menschen verschatteten Österreichs, in Atemnähe des Ozeans (Ihn selbst, den lebenslang Lungenkranken, konnte das Klima nicht heilen, und doch, so Bernhard, hätten seine Reisen „Wunder gewirkt“. Das Wort Meer nannte er ein „Zauberwort“).

Ich nannte es Zukunft. Aufgewachsen am Fuß des Herzogstands, unter den Gipfeln der Voralpen, mit den Felswänden auf der südlichen und dem scheinbar unendlichen Moor auf der nördlichen Seite des Dorfes, hörte ich das Rauschen des Meeres nur im Traum. Nie spielten meine Träume in idyllischer Bergwelt, zum Glück auch selten im Nebel, der, so glaubte ich lange, in der Senke, wo mein Heimatort lag, in gewaltigen, unterirdischen Laboratorien erzeugt und erst bei uns getestet wurde, bis er dicht und unheimlich genug war, um andere Gegenden mit seinem Fluch zu umwabern – meine Träume handelten von einer blauen Weite und dem Lockruf der Möwen, von Dampfern am Horizont, von Sand und Salz auf den Lippen und von meinen nackten, braungebrannten Beinen, mit denen ich durch das Rad der Sonne lief.

So und nicht kleiner.

Später, in der Jugend, die Adria. Überall Menschen und fremde Stimmen, furchtvolle Eltern und tobende, ungenierte Kinder, die alles mit

mir machen wollten, bloß nicht stillsein und staunen. Als wäre das Meer für sie ein abgenutztes Fernsehtrumm. Die Adria. Und in manchem Jahr eine seltene Muschel oder ein Mädchengesicht, das mein Herz versengte wie ein Sonnenbrand. Und manchmal ein Winken, das den Wellen galt. Und manchmal – wieder zuhause im elenden Novembernebel – ein salziges Lodern unter der verbrannten Haut, und ich kratzte sie auf und kratzte eine Nacht lang. Und am Morgen fragte meine Mutter, woher auf dem Laken das Blut käme, und ich sagte: Alles Erinnerungsschorf. Und sie strich mir über den Kopf und lächelte, denn ich schrieb Gedichte und dachte mir Sachen aus.

Vom Meer zu träumen im Felsenkeller des Herzogstands war besser als Gedichte zu schreiben. Aber ohne Gedichte hätten meine Träume mich verstoßen. Und dann – schon in der Stadt, weit weg vom Moor – ein erster Besuch auf Helgoland, der HOCHSEEINSEL. Auf hoher See auf den roten Klippen, im Angesicht der Langen Anna, die tausend Tonnen Dynamit getrotzt hatte und heute den Besucherscharen trotzt, und dem Zorn des Wetters. Beinahe wäre ich geblieben für immer oder lange Zeit, ich erkundigte mich nach einer Wohnung, ich testete die Gasthäuser und befragte meine Heiligen.

„Proud ,neath heated brow / ah, but I was so much older then, I’m younger than that now...“, sang Bob Dylan.

“With my red veins full of money / in the final direction of the elementary town / I advance for as long as forever is...” sang Dylan Thomas.

“Alles prüfe der Mensch, sagen die Himmlischen, / Daß er, kräftig genährt, danken für alles lern, / Und verstehe die Freiheit, / aufzubrechen, wohin er will“, sang Friedrich Hölderlin.

Ihre Stimmen und das Lachen der Möwen begleiteten mich zum Festland zurück. Und der Nachtzug nach München schlitze den Morgenhimmel auf, und aus der Wunde wuchs unversehrt die Sonne.

Und dann, vor einer Handvoll Jahren erst, stieg ich zum ersten Mal in Westerland aus dem Zug. Hunderte Menschen, kreischende Kinder, Gewühl und Gespräch und am Taxistand Schlangen bis nach Wenningstedt. Nie gehört, den Ortsnamen, doch als ich ihn kannte, benannte ich einen meiner neuen Kommissare nach ihm, den Vorgesetzten meiner Hauptfigur. Diese kam im Sommer 2005 übers Watt, und ich schwöre, sie kam, und ich hatte sie nicht gerufen, nicht beschworen, ich hatte nicht einmal einen Kommissar im Hirn, keinen neuen Kriminalroman, alles, nur kein sogenanntes Präsidium, kein „Wo waren Sie gestern?“ und „Kennen Sie die Frau auf dem Foto?“, keinen Tatort, keinen Täter, nirgends ein Angehöriger und weit und breit kein Vermißter. Tabor Süden hatte den Dienst quittiert und ich mit ihm den meinen im Genre-Gewerbe. Was ich nach Sylt – beinah wie ein Zauberwort klang inzwischen der Inselname – mitgebracht hatte, war ein Manuskript ganz anderer Art. Doch es begann zu zerfleddern.

Die Seiten begannen zu zerbröseln. Die Figuren duckten sich vor mir, und ich wollte nicht hinsehen, aus der Geschichte stieg Nebel, und ich begriff meine Verwirrung nicht. Im Haus am Watt wollte ich meine zweihundertfünfzigseitige Zukunft ein für allemal retten.

Dazu kam es nicht.

Es kam Polonius Nikolai Maria Fischer, aus der diesigen Stille und dem ziselierten Licht, morgens kurz nach sieben. Und ich stand am Wiesenrand. Und die Schafe schliefen vielleicht noch oder waren verstummt wie ich. Es kam ein Mann, fast zwei Meter groß, mit mächtigem Schritt und wehendem Mantel, und seine Gestalt zeichnete sich finster und stolz gegen den von allem Wetterzorn erlösten Horizont ab. Und als ich dachte, so könnte der Tod aussehen, und als ich schon anfang, mich zu wundern, wo meine Angst geblieben war – die Angst von hundert Jahren Kindheit -, wandte er sich um und winkte. Und winkte und wuchs, so schien mir, über sich hinaus. Und als mein Staunen sich legte...

So und nicht kleiner.

Als mein Staunen sich legte, standen sie zu zwölf vor mir, vorn der eine mit dem wehenden Mantel und rings um ihn sieben Männer und vier Frauen, zwölf auf einen Schlag, und ausgerechnet zwölf, und Kommissare noch dazu. Und als ich in ihre Gesichter sah, wußte ich gleich ihre Namen. Und ich wußte, was ihr Schweigen bedeutete. Ich nahm es mit ins Zimmer und füllte es in einen Brief. Den schickte ich an meinen Verleger, und er verstand und antwortete sofort.

In diesem Sommer werde ich schon den zweiten P-F-Roman auf die Wattspitze hinaustragen und ihn zwischen die Steine legen, den Geistern zu Ehren. Den Geistern im Gewand des Meeres, der geduldigen Ebbe zu Ehren und der unsterblichen Flut.

.....

Friedrich Ani, geb. 1959, lebt in München. Er erfand den Vermissenfahnder Tabor Süden und veröffentlichte im vergangenen Jahr den ersten Roman mit Hauptkommissar Polonius Fischer, einem ehemaligen Mönch. Für „Idylle der Hyänen“ erhielt Ani den Tukan-Preis der Stadt München für das beste Buch des Jahres. Im Herbst erscheint im Zsolnay Verlag der zweite Roman mit Polonius Fischer: „Hinter blinden Fenstern“. Friedrich Ani erhielt u.a. zweimal den Deutschen Krimipreis. Sowohl „Idylle der Hyänen“ als auch die Süden-Reihe werden in diesem Jahr fürs ZDF verfilmt.